

# Vorwort

Ich sehe in den Spiegel. Warmes Tageslicht fällt durch das Badfenster und lässt meine feuchten Augen in der Sonne glänzen. Die Frau, die mir entgegenblickt, ist mir noch immer fremd. Ich will schreien: »Das bin nicht ich!« Der Satz sitzt in meinen Gedanken fest, aber meine Lippen bewegen sich nicht. Ich schließe die Augen, und das Bild jener Frau wird wieder lebendig, die ich einmal war. Sie verbrachte viel Zeit vor dem Spiegel. Sie betonte ihre Wangenknochen mit Rouge. Ihre vollen Lippen schminkte sie am liebsten tiefrot. Die Aylin, an die ich mich erinnere, war schön. Sie lachte viel und sie verließ das Haus immer ordentlich zurechtgemacht.

Diese Aylin gibt es nicht mehr. Das Spiegelbild verschwimmt hinter einem Schleier aus Tränen. Ich drücke die Hände auf meine Wangen und wische die Spuren der Trauer fort. »Deine Augen leuchten wie Honigtropfen«, hatte mein Vater gesagt, als ich ein kleines Kind und er noch am Leben war. Die süßen Honigtropfen sind bitteren Blicken gewichen.

Nein, ich will nicht mehr weinen. Es reicht. Schon zu viele Tränen liefen über mein Gesicht. Ich öffne die Augen wieder und sehe, was mir die Realität entgegenhält. Ein Gesicht, das von Narben durchzogen ist. Mein Exmann hat es entstellt. An einem Novembertag im Jahr 2007 fiel er mit zwei Messern über mich her, 26-mal stach er auf mich ein. Mit mehr als 230 Stichen ret-

teten die Ärzte mein Leben, das mein Exmann auszulöschen trachtete. Aber mein Herz war stärker als sein Hass.

Ich sehe in den Spiegel. Nicht weil ich will, nein, weil ich muss. Ich kann nicht länger vor meinem Spiegelbild flüchten, nicht länger vor mir selbst.

Die größte Narbe in meinem Gesicht zieht sich vom rechten Mundwinkel über das Kinn bis hin zum Hals, sie verliert sich im Nacken in einer tiefen Kerbe. Ich streiche mit meinem Zeigefinger über die Wunde. Meine Hände zittern. Mein rechtes Ohr habe ich unter meinem schwarzen Haar versteckt. Ich streiche die Haarsträhnen vorsichtig zurück, es kostet mich immer noch Überwindung. Ein Teil der Ohrmuschel fehlt. Ich hole tief Luft und atme das wohlige leichte Gefühl von Freiheit ein. Von einem eigenverantwortlichen Leben, für das ich einen hohen Preis bezahlt habe.

Die Ärzte sprechen von einem Wunder, dass ich noch am Leben bin. Allein der Stich in den Hals sei lebensbedrohlich gewesen, sagen sie. Der Vater meiner drei Kinder war der Meinung, ich hätte es verdient. Mit der Heirat vor zwanzig Jahren wurde ich sein Eigentum, so wie sein Auto, sein Telefon oder sein Fernseher. Und ich hatte genauso zu funktionieren.

Eine gute türkische Ehefrau trägt ihre familiären Probleme nicht nach außen. Eine gute türkische Ehefrau wehrt sich nicht gegen ihr *kismet* (»Schicksal«), sie nimmt es an. So bin ich erzogen worden, und so hat es mein Exmann von mir verlangt. Ich habe geschwiegen. Zu lange, wie ich heute weiß. Aber vor allem habe ich mich geschämt. »Wenn die Leute wüssten, was bei uns zu Hause los ist«, sagte mir meine älteste Tochter Melanie oft. Kaum jemand ahnte, wie unser Leben tatsächlich aussah. Die

meisten wollten es auch nicht wissen, ist doch der Schein der Normalität viel angenehmer als die unbequeme Wahrheit. Meine Kinder waren modisch gekleidet, ich selbst trug gern kurze Röcke. Nach außen hin wirkten wir wie eine moderne türkische Familie, die in Deutschland angekommen war. Doch mein Freiraum reichte nicht über meinen Kleiderschrank hinaus. Mit jedem Schritt, den ich vor die Tür setzte, trug ich die zentnerschwere Last der Ehre mit mir. Allein meinem Exmann stand es zu, darüber zu urteilen, ob ich mich ehrenhaft verhielt oder eine Schande für ihn war. Sein Urteil war allerdings weniger von einem islamischen Verständnis von Moral geprägt als vielmehr von seinen Launen, von seinem ambivalenten Charakter. Jähzorn, Verzweiflung und übermäßige Euphorie wechselten sich stetig ab. Mein Exmann war keineswegs strenggläubig, aber er konnte umso fanatischer sein, wenn es um seine kurdische Herkunft ging.

Gewalt gegenüber Frauen ist kein islamisches Phänomen. Aber der Begriff der Ehre wird noch immer und nur allzu gern als Rechtfertigung missbraucht. Ein Begriff, der für viele Muslime so mächtig scheint, dass er sogar Mord rechtfertigt und darüber hinaus eine demokratische Rechtsprechung in Verlegenheit bringen kann. Noch immer wird die »kulturelle Herkunft« des Täters von Anwälten und Gerichten als Argument für Strafmilderung ins Feld geführt. So war es auch in meinem Fall.

Deshalb will ich mich nicht länger verstecken, sondern für die Frauen sprechen, die keine Stimme mehr haben. Denn ich habe das Glück, noch am Leben zu sein.

Ich sehe in den Spiegel, mein Blick ist nun entschlossen und fest. Diese Frau, die gebrandmarkt ist, das bin ich. Eine Türkin, die mit 18 Jahren verheiratet wurde und ihre Heimat verlassen

hat, um sich ein neues Leben in der Fremde aufzubauen. In Deutschland habe ich eine neue Heimat gefunden, aber ich bin stolz auf meine türkischen Wurzeln. Ich erlaube es mir, meine Kultur und meine Erziehung zu hinterfragen, aber ich ertappe mich immer wieder dabei, manchem überholten Rollenklischee anzuhängen. Etwa, als ich meinen beiden Töchtern im Teenageralter, Melanie und Zeynep, das Kochen von *çay*, türkischem Tee, beibringen wollte. »Warum nur uns beiden?«, fragten sie. »Auch Metin ist nicht als Pascha auf die Welt gekommen.« Wie recht sie doch hatten. Die meisten Frauen und Männer in der Türkei, die der neuen Generation angehören, denken übrigens genauso. Nur hier in Deutschland scheint es mir, als wollten viele ein anderes, ein gleichberechtigteres Denken nicht wahrhaben. Und umso verbissener an alten Mustern festhalten. Darüber offen zu sprechen ist ein erster Schritt.

Ich habe mich für die ungeschminkte Wahrheit entschieden. Ich will mich meinen Narben stellen. Vor allem den Wunden in meinem Herzen. Sie stammen nicht allein von meinem Exmann. Sie reichen bis weit in meine Kindheit zurück. In eine Zeit, als ich noch an Helden glaubte. An jenen Ort im Südosten der Türkei, an dem ich aufgewachsen bin.

Eine Woche nach Mehmet's Abreise war meine Mutter zu Besuch. »Du hast nicht einmal Wasser im Kühlschrank?«, fragte sie irritiert. »Was ist dieser Mehmet für ein Mann, dass er dir nicht einmal ein paar Lira für Lebensmittel dagelassen hat?«, regte sich meine Mutter auf. »Aber ich esse doch bei meiner Schwiegermutter, ich brauche nichts.« Meine Mutter schüttelte unwirsch den Kopf. »Aber sonst fehlt es dir an nichts?« »Mach dir keine Sorgen.« Ich hatte keine Lust, über mich zu sprechen und lenkte das Thema auf meine Geschwister. Ich wollte wissen, wie es ihnen ging. »Sie vermissen dich.« Ich schwieg, um nicht zu weinen. »Du weißt, sie wären auch gern mitgekommen, aber sie müssen in die Schule.«

Als sich meine Mutter zwei Stunden später verabschiedete, atmete ich auf. Meine Beherrschung wich nun den Tränen. Meine Mutter hatte sie nicht mehr gesehen. Kurze Zeit später brachte eine Schwägerin ein Bündel Lira-Scheine vorbei. Meine Mutter hatte ihrer neuen Verwandtschaft offensichtlich gehörig eingeheizt.

### **Mit zwei Koffern in ein neues Leben und eine bittere Ernüchterung**

Am 23. Juni 1991 wurde ich 19 Jahre alt. Das Telefon läutete, Mehmet war der Erste, der mir gratulierte. »In vier Tagen fliegst du nach Deutschland.« Seine Stimme war vor Stolz ganz aufgeregt. »Packe aber nur das Nötigste ein«, mahnte er noch. Kaum hatte er aufgelegt, machte ich mich übermütig ans Werk. Ich begann meine Habseligkeiten zusammenzusuchen und war doch schnell ernüchtert, wie wenig in zwei Koffer passte. Für die Aussteuer war kein Platz. Wehmütig trennte ich mich von den aufwendig verzierten

Handtüchern, Bettlaken und dem schönen Geschirr. »Mach dir keine Sorgen darüber. In Deutschland kaufe ich dir alles neu«, hatte mein Mann mich noch angewiesen. Ich packte also nur meinen Schmuck, Erinnerungsfotos und Kleidung ein. Als ich vor meinen zwei gepackten Koffern stand, schluchzte ich laut. Dreißig Kilogramm waren alles, was mir von meinem alten Leben blieb. Ich wollte den Neuanfang in Deutschland und ich wollte ihn nicht. »Wenigstens Gefühle wiegen nichts«, versuchte ich mich zu trösten. Die Erinnerungen an meine Heimat sollte ich in meinen Gedanken mit mir tragen.

Am 27. Juni 1991 brachten mich meine Schwiegereltern zum Flughafen nach Adana. Jetzt sollte ich Barbie in die weite Welt folgen und in die Freiheit aufbrechen.

Der Flieger hob ab, und meine Heimat verschwamm zu einem kleinen, grauen Punkt. Unwirklich, als hätte sie nie zu mir gehört. Durch das Flugzeugfenster winkte ich meinem alten Leben nach. *Hüzün*, diese schwere, uns Türken ureigene Melancholie, die Sehnsucht nach der Heimat, überfiel mich. Wehmut, die im Herzen schmerzt.

Als ich endlich am Flughafen in Frankfurt am Main landete und durch die Passkontrolle und Gepäckaushandlung lief, sah ich Mehmet. Er wartete mit einem großen Strauß roter Rosen am Ankunftsschalter. Erleichtert fiel ich ihm um den Hals. Da erst bemerkte ich, dass ihn sein Bruder Erdal\*, den ich bereits von der Hochzeit kannte, und dessen Frau begleitet hatten. Sie drückten mich an sich, aber ich spürte keine Herzlichkeit, und in ihren Augen konnte ich keine Freude sehen. »Ich bin Simone\*«, stellte sich

\* Namen geändert

meine deutsche Schwägerin vor. *Hoşgeldiniz*, sagte sie auf Türkisch, und ich meinte ein mitleidiges Lächeln in ihrem Gesicht zu erkennen. Ich wollte noch etwas erwidern, aber da standen wir schon vor dem silbergrauen Mercedes. »Ach, mein Brautwagen«, stelle ich lachend fest. Das sollte mir allerdings sogleich vergehen. Mehmet hielt mir die Tür zum Rücksitz auf und schob sich neben mich. »Warum fährst nicht du?« Meine deutsche Schwägerin hustete laut. »Ich habe den Wagen Erdal geschenkt.« Mehments Lider zuckten nervös, und Erdal gab so abrupt Gas, dass es mich in die Rückenlehne warf. Ich wollte noch nachhaken, aber Mehmet plapperte auch schon los.

»Freust du dich?« Er zappelte wie ein aufgedrehtes Kleinkind neben mir auf dem Rücksitz. »Deutschland wird dir gefallen.« Angesteckt von seiner Freude nahmen die Träume in meinen Gedanken wieder Farbe an. Ich würde hier eine glückliche Ehefrau sein und Kinder bekommen. Lächelnd ertrug ich dafür sogar, dass Mehmet kaum von mir ließ und mir immer wieder mit den Händen zwischen die Beine griff. Ich blickte aus dem Fenster und staunte über die saftig grünen Wiesen, die an mir vorbeizogen – um diese Jahreszeit im Juni waren Adanas Grünflächen von der Hitze bereits braun gefärbt. Ich konnte mich nicht sattsehen an den vielen luxuriösen Autos, die an uns vorbeirauschten. Noch nie hatte ich einen Porsche gesehen. Selbst die Taxis trugen einen Mercedes-Stern. Dieses Land schien so viel reicher und prächtiger zu sein. Aber vor allem beeindruckte mich die Sauberkeit. Keine Plastiktüten oder lästiger Hausrat säumten den Wegrand. Jeder Strauch, jeder Baum in den Vorgärten der Häuser, an denen wir vorbeifuhren, glich einem Musterbeispiel für Gartenarchitektur. Niemals wäre meine Mutter auf den Gedanken gekommen, Zier-

blumen in unserem Vorhof anzupflanzen. Wir hatten Besseres zu tun, als dafür Geld und Zeit aufzubringen. Nur das Wetter störte mich. Als ich in Adana aufbrach, waren es 37 Grad, hier aber fröstelte ich in meinem dünnen Sommerkleid. Vergeblich suchte ich die Sonne, die sich hinter den grauen Wolken versteckte. Aber ich wollte mir davon nicht meine Laune verderben lassen. »Auch Deutschland ist nicht perfekt«, tröstete ich mich und fuhr fröhlich gestimmt meinem neuen Leben entgegen. Meine neue Heimat sollte mich schließlich mit einem Lächeln auf den Lippen kennenlernen.

Wir ließen Karlsruhe hinter uns, und die Hügellandschaft am Horizont nahm Konturen an. »Der Schwarzwald«, erklärte Mehmet und deutete auf die Berge, als wir das Ortsschild von Baden-Baden passierten. Mehments Bruder drehte eine Runde durch das Zentrum der Stadt. Ich war beeindruckt von den liebevoll verzierten Häuserfassaden und fasziniert von den Villen, die wie prunkvolle Märchenschlösser in der Sonne glänzten. Eine derartige Pracht kannte ich sonst nur aus Bilderbüchern. Besonders angegan aber war ich von den aufwendig begrünten Alleen und dem riesigen Park, der sich durch das Zentrum zog.

Umso größer war meine Enttäuschung, als wir den Stadtkern wieder verließen. Wenige Minuten später kam der Wagen vor einem mehrstöckigen Wohnhaus zum Stehen. Ein unscheinbares Gebäude, das ebenso blass aussah wie unser Wohnblock in Adana. Aber so schnell wollte ich mich nicht entmutigen lassen. Mit klopfendem Herzen stieg ich aus, und Mehmet zog mich die Treppenstufen hinauf. Erdal sperrte die Tür auf. Ich wunderte mich noch, warum es nicht Mehmet war, der die Schlüssel zu unserer Wohnung in Händen hielt. »Hier werden wir fürs Erste

wohnen«, sagte Mehmet und deutete auf eine Ausziehcouch im Wohnzimmer. Und Erdals Frau Simone stand auch schon mit der Bettwäsche neben uns. Ich sah Mehmet fragend an. »Unsere Wohnung ...«, stammelte ich enttäuscht. »Dein Mann ist pleite. Er hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf«, raunte mir Erdal abfällig zu. Mehments Augen funkelten zornig. »Jetzt kannst du ihr ruhig die Wahrheit sagen. Auch der Mercedes hat dir nie gehört, ich habe ihn dir nur geliehen.« »Halt den Mund«, fauchte Mehmet. Wie zwei kläffende Hunde standen sich die Brüder gegenüber. Simone sprang dazwischen. »Hört endlich auf oder ich schmeiße euch beide raus.«

Ich schämte mich in Grund und Boden und wollte nicht glauben, was ich gehört hatte. Ich musste etwas falsch verstanden haben. »Mehmet?« Mit belegter Stimme heischte ich um eine Antwort. »Sag mir, dass das nicht stimmt.« Mehmet aber drehte sich ungerührt von mir ab.

Schweigend aßen wir zu Abend. Keinem war nach einer Unterhaltung zumute. Simone versuchte die drückende Stille mit aufmunternden Worten zu beenden. »Als Nachspeise gibt es Wassermelone«, sagte sie in gebrochenem Türkisch. *Karpus* – ich erinnerte mich an das Sprichwort: »An einer Wassermelone kannst du riechen, du kannst gegen ihre Schale klopfen, um etwas über ihren Reifegrad zu erfahren. Bei einem zukünftigen Ehemann geht das nicht.« Ich bemühte mich zu lächeln. Ich wollte nicht unhöflich sein, Simone gab sich so viel Mühe und sie meinte es sichtlich gut mit mir. Und doch war sie überfordert mit dieser Situation.

Nach dem Abendessen zog Mehmet die Couch im Wohnzimmer aus. Mir schwirrte der Kopf von den Ereignissen und Ent-

täuschungen der vergangenen Stunden. Ich fiel in einen traumlosen Schlaf.

### **Umzug in mein neues Zuhause – ein Auto**

»Such dir endlich eine Arbeit. Du hast nicht einmal genug Geld, um deine Frau zu ernähren«, herrschte Erdal meinen Mann an, während ich mir verschämt die Bettdecke über die Schultern zog. Die Sonne war bereits aufgegangen, und mein Mann und sein Bruder lagen schon wieder im Streit. Simone zog mich aus dem Bett, hastig warf ich mir meinen Morgenmantel über die Schultern und folgte ihr in die Küche. »Es tut mir so leid, dein erster Tag in Deutschland ...«, entschuldigte sie sich. »Was ist los?«, fragte ich aufgebracht. »Mehmet. Keine Arbeit, viele Schulden«, stotterte sie. »Aber er hat mir doch all den Schmuck gekauft, die Hochzeit bezahlt. Warum hat er kein Geld? Was soll jetzt aus uns werden?« Simone zuckte mit den Schultern, sie konnte mir nicht recht folgen, ihr Türkisch war nicht besonders gut. Stattdessen reichte sie mir eine Tasse Kaffee und legte mir getoastetes Brot mit Marmelade auf meinen Teller. »Iss«, forderte sie mich auf. Ich bekam keinen Bissen hinunter. Ich spürte Simones mitleidigen Blick und wandte mein Gesicht verunsichert von ihr ab. Was hatte das alles zu bedeuten?

Eine halbe Stunde später machte sich Mehmet's Bruder auf den Weg zur Arbeit, Simone hatte einige Besorgungen zu erledigen. Mehmet fläzte sich mürrisch auf der Couch und starrte in den Fernseher. »Wie geht es jetzt weiter?«, fragte ich vorsichtig. Mehmet kehrte mir den Rücken zu und drehte den Ton des Fern-

Mehmet wurde allerdings von Tag zu Tag misstrauischer. »Man hat dich allein auf der Straße gesehen«, piesackte er mich, wenn er von der Arbeit kam. »Du hast den Männern schöne Augen gemacht«, ätzte er, wenn ich mit den Kindern ins Freibad gegangen war. Ich kommentierte Mehmet's Gehässigkeiten nie, denn ich wusste wohl: Die Männer vom Imbiss an der Straßenecke oder im Freibad hatten ihn wieder einmal angestachelt, als winkte ein Preis, wenn man die Frau des Freundes bei einem Fehltritt ertappt. Dabei hatte er sich früher selbst über die Lästereien seiner Landsleute erzürnt.

Mehmet wurde mir zunehmend unheimlicher, und ich ertappte mich dabei, wie ich jeden meiner eigenen Schritte und Blicke zu hinterfragen begann. »Habe ich den Verkäufer im Laden auch wirklich nicht zu lange angesehen?« »Zeigt mein Badeanzug wirklich nicht zu viel?« Ich versuchte jede Auffälligkeit zu vermeiden, die Mehmet zugetragen werden konnte. Freundlich grüßte ich die Nachbarinnen, zeigte mein strahlendes Lächeln. Nicht, dass es am Ende hieß: »Warum schaut die Frau von Mehmet Korkmaz so mürrisch? Hat sie etwa Eheprobleme?« Und trotzdem eskalierte die Situation.

### **Wie meine Tochter mein Leben rettete**

»Hure«, keifte Mehmet und schleuderte seinen Teller gegen die Wand. »Halt den Mund!«, brüllte ich und sammelte hastig die Scherben auf. Es war ein trüber Januarabend, die Sonne war bereits untergegangen und die Kinder lagen im Bett, als Mehmet nach einem langen Arbeitstag sich aufzuplustern begann. »Deine

Mutter hat dir nichts beigebracht. Ich habe den ganzen Tag gearbeitet und jetzt hast du noch nicht einmal was Anständiges für mich gekocht. Kein Wunder, dass sie von ihrem letzten Mann verlassen worden ist«, legte Mehmet zornig nach. »Halt meine Mutter da raus, kümmere dich lieber um deine eigene Familie ...«, entfuhr es mir. »Was hast du gesagt?« Mehmet's Gesicht schimmerte aschfahl im Schein der Küchenlampe, seine geballte Faust war schneeweiß. »Wenn du jetzt zuschlägst, Mehmet, dann rufe ich die Polizei«, stieß ich verzweifelt hervor. Mehmet lachte irr, drehte auf dem Absatz um und rannte mit lautem Türknallen aus der Wohnung.

Was mein Vergehen gewesen war? Ich hatte Hühnchen mit Pommes zum Abendessen serviert, weil es sich meine Kinder so sehr gewünscht hatten. »Du weißt ganz genau, dass ich Hühnerfleisch hasse«, hatte Mehmet getobt. »Aber es ist gesund«, hatte ich erwidert. »Du denkst an alle anderen, nur nicht an mich. Auch deine Kinder sind dir wichtiger, dafür soll ich hungrig zu Bett gehen.« Wenn Mehmet sich einmal in seine Wut hineingesteigert hatte, war er nicht mehr zu bremsen. »Wenigstens hat er dieses Mal nicht zugeschlagen«, dachte ich bitter und wischte mir die Tränen aus dem Gesicht.

Da hörte ich meine Tochter Zeynep weinen. Sie war erst zehn Monate alt, unser Geschrei hatte sie geweckt. Ich eilte zu ihr, sah noch nach meinen beiden Älteren in ihren Betten, die zumindest so taten, als hätten sie nichts gehört. Dann kehrte ich mit Zeynep in den Armen in die Küche zurück. Nur langsam beruhigte sie sich, sie gähnte müde und zitterte doch nervös. Ich legte sie auf den Teppichvorleger in der Küche, wo sie mit ihrer Schmusedecke zwischen den kleinen Fingern aufgeregt vor sich hinbrabbelte, und machte mich an den Abwasch.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch an der Wohnungstür, da baute sich Mehmet auch schon im Türrahmen der Küche auf. Er grinste hasserfüllt, ich starrte auf seine Hände. Er hielt ein Beil fest umklammert.

Noch immer fällt es mir schwer, die Bilder jener Nacht in meinen Gedanken zuzulassen. Vielleicht bin ich blass geworden, vielleicht habe ich geschrien, ich weiß es nicht mehr. Mein Magen verkrampfte sich, kalter Schweiß brach aus. Im Zeitraffer spulten die Gedanken in meinem Kopf zurück. Ein paar Tage zuvor hatte er einem Kollegen in dessen Schrebergarten geholfen und die Gerätschaften in seinem Kofferraum transportiert. Mehmet hatte es noch erwähnt. Jetzt hielt er mein Todesurteil in den Händen. *Balta* («Beil») ist seit jeher in der Türkei ein Symbol für Mord. Es schien nun kaum mehr ein Zufall zu sein. Wie ein Lamm, das auf der Schlachtbank lag, starrte ich Mehmet an.

»Bitte beruhige dich«, keuchte ich, meine Lippen bebten, meine Knie wurden weich. Mehmet hob das Beil an und trat seelenruhig auf mich zu. Von Panik erfüllt, streckte ich meine Arme nach Zeynep aus. Wie ein Schutzschild riss ich sie blitzartig in die Höhe und hielt ihren kleinen Körper vor mein Gesicht. Meine Tochter schrie wie am Spieß. Sie hatte sich fürchterlich erschreckt. Noch heute schäme ich mich dafür. »Was tust du da?«, krächzte Mehmet und ließ die Klinge augenblicklich sinken. »Du Hure«, fauchte er noch und flüchtete aus der Küche.

Mit letzter Kraft raffte ich mich wieder auf, doch ich sah nur noch verschwommen. Zeynep krallte sich verzweifelt an meiner Schulter fest. Mein Herz pochte wie verrückt, ich hatte Todesangst. Schluchzend drückte ich Zeynep einen Kuss auf die Wange. Ich musste weg von diesem Mann. So schnell wie möglich. »Du

musst stark sein, Aylin«, trieb ich mich an. Mit meinem Kind auf den Armen stolperte ich aus der Wohnungstür. Ich klopfte an den Türen der Nachbarn, ich stürzte durch das Treppenhaus, meine Tochter wimmerte und ich drückte schützend ihr kleines Köpfchen an meine Brust. Doch niemand öffnete mir. »Melanie, Metin«, schoss es mir durch den Kopf. Ich konnte sie doch nicht allein lassen. Sie schlummerten vermutlich ahnungslos in ihren Betten, aber was, wenn Mehmet sie an meiner statt bestrafen sollte? Leichenblass rang ich mich Treppenstufe um Treppenstufe in die Wohnung zurück.

Mehmet kniete im Flur. »Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist«, winselte er. »So etwas wird nie wieder passieren.« Zitternd drückte ich mich an ihm vorbei. »Mich kannst du umbringen, aber meine Kinder bringe ich zuvor noch in Sicherheit«, hörte ich mich seltsam ruhig sagen.

Melanie und Metin hatten sich unter ihren Decken vergraben. Mit letzter Kraft hob ich Zeynep ins Bett. Sie war vor Erschöpfung an meiner Brust eingeschlafen. Als ich die Tür zu ihrem Kinderzimmer schloss, war Mehmet schon wieder verschwunden. »Es tut mir so leid«, las ich auf einem Zettel, den er auf dem Küchentisch hinterlassen hatte. Doch in jener Nacht im Januar 1998 gab es kein Zurück mehr: Ich würde mit meinen Kindern nach Adana fliegen – und dieses Mal nur mit einem One-Way-Ticket.

### **Rückkehr in den Schutz meiner kindlichen Geborgenheit**

»Ich werde mit den Kindern in die Türkei reisen, und du besorgst uns die Tickets«, formulierte ich gefasst, als ich am nächsten Mor-

gen auf dem Schlafzimmerboden neben Zeyneps Kinderbett erwachte. Mehmet sagte nichts. Er kannte mich gut genug, um zu wissen, wie ernst mir mein Vorhaben war. Hätte er sich gewehrt, wäre ich zu allem bereit gewesen. »Ich will lieber sterben, als eine weitere Nacht neben dir zu verbringen.«

Ende Februar 1998 saß ich mit meinen Kindern im Flieger. Es gab nur noch eine Fessel in meinem Herzen, und zwar die Fassade des schönen Scheins. Meine Familie sollte von meinem Trennungsplan erfahren, aber seine Sippschaft nicht. Das hätte nur neuen Ärger mit sich gebracht. »Mama, wir kehren nach Adana zurück«, log ich deshalb meine Mutter an, als ich sie eine Woche vor der Abreise anrief, »Mehmet wird nachkommen, sobald er alles in Deutschland geregelt hat.«

Meine Familie empfing meine Kinder und mich mit offenen Armen. Aber was noch viel wichtiger war: Mehments Familie schöpfte keinen Verdacht. Ich fühlte mich sicher, wusste ich doch, dass Mehmet es nicht wagen würde, seiner Familie die Wahrheit zu erzählen. Ich kannte ihn gut genug. Er war viel zu stolz, um zuzugeben, dass ich ihn verlassen hatte. Damit das auch so blieb, statete ich seiner Familie kurz darauf einen Anstandsbesuch ab. Melanie war inzwischen fünf Jahre alt, und die Schwestern meines Mannes zankten sich darum, wem sie eines Tages als Frau versprochen würde. Beide Schwestern ereiferten sich, mir ihre Söhne anzupreisen. In Mehments Familie war es nicht ungewöhnlich, dass Verwandte untereinander heirateten. Ich wollte ihnen verärgert ins Wort fallen, aber Melanie löste den Streit auf ihre eigene Weise: »Meine geliebten Tantchen, dann heirate ich eben beide«, zwitscherte sie. Die Familie brach in schallendes Gelächter aus. Das Thema wurde von da an nie wieder diskutiert.